

"Habt Dank, Ihr Wiener Mägdelein ..." : Soldaten und weibliche Liebesgaben im Ersten Weltkrieg

Hämmerle, Christa

1997

<https://doi.org/10.25595/1234>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hämmerle, Christa: *"Habt Dank, Ihr Wiener Mägdelein ..."* : Soldaten und weibliche Liebesgaben im Ersten Weltkrieg, in: L'homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 8 (1997) Nr. 1, 132-154. DOI: <https://doi.org/10.25595/1234>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: <https://doi.org/10.7767/lhomme.1997.8.1.132>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

„Habt Dank, Ihr Wiener Mägdelein ...“

Soldaten und weibliche *Liebesgaben* im Ersten Weltkrieg

Christa Hämmerle

Frauen und Mädchen ebenso wie Konzeptionen von Weiblichkeit gerade dort zu suchen, wo sie scheinbar abwesend oder irrelevant waren, ist eine Herausforderung, die sich für die Analyse „moderner“ Militärs, in besonderer Weise stellt. Auch die Militär- und Kriegsgeschichte blieb, länger als andere Teildisziplinen der traditionellen Geschichtswissenschaft, eine wahrlich männliche Bastion. Eine feministische Kriegsgeschichte konstituiert sich im deutschsprachigen Raum, von der Zeitgeschichte abgesehen, erst seit wenigen Jahren.¹

Das neue Interesse am Militär als Feld geschlechtergeschichtlicher Dekonstruktion erkannte rasch die so nachhaltigen Konsequenzen der Durchsetzung einer Allgemeinen Wehrpflicht in den meisten europäischen Staaten seit der Französischen Revolution.² Militär und Kriegswesen generierten zu Synonymen einer spezifischen Männlichkeit,³ die

1 Vgl. Sabina Loriga, Soldats. Un laboratoire disciplinaire: L'armée piémontaise au XVIII^e siècle, Paris 1991; dies., Soldaten in Piemont im 18. Jahrhundert, in: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 3, 1 (1992), 64–86; Ute Frevert, Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: Thomas Kühne Hg., Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne (= Geschichte und Geschlechter, hg. v. Gisela Bock, Karin Hausen u. a., 14), Frankfurt a. M. 1995, 69–87; Katrin Däniker u. Marianne Rychner, Unter „Männern“. Geschlechtliche Zuschreibungen in der Schweizer Armee zwischen 1870 und 1914, in: Rudolf Jaun u. Brigitte Studer Hg., weiblich-männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz: Rechtssprechung, Diskurs, Praktiken, Zürich 1995, 159–170; Ruth Seifert, Gender, Nation und Militär – Aspekte von Männlichkeitskonstruktion und Gewaltsozialisation durch Militär und Wehrpflicht, in: Eckardt Opitz u. Frank S. Rödiger Hg., Allgemeine Wehrpflicht. Geschichte, Probleme, Perspektiven, Bremen 1995, 199–214; Karen Hagemann, Nation, Krieg und Geschlechterordnung. Zum kulturellen und politischen Diskurs in der Zeit der antinapoleonischen Erhebung Preußens 1806–1815, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), 562–591.

2 Als Gesetz verankert wurde das Prinzip der Allgemeinen Wehrpflicht in Frankreich 1793, in Preußen 1814 und in Österreich-Ungarn 1868. Vgl. Roland G. Foerster Hg., Die Wehrpflicht. Entstehung, Erscheinungsformen und politisch-militärische Wirkung, München 1994; István Deák, Der k.(u.)k. Offizier. 1948–1918. Ins Deutsche übertragen von Marie-Therese Pitner, Wien/Köln/Weimar 1991, bes. 60ff.

3 Ute Frevert, Männergeschichte oder die Suche nach dem ‚ersten‘ Geschlecht, in: Manfred Hettling u. a. Hg., Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen,

ihrerseits mit dem Konzept des Nationalstaates verknüpft wurde. Dieses gründete auf der Ineinssetzung von Bürgerrecht und Wehrpflicht im Leitbild des „Bürger-Soldaten“, was den politischen Ausschluß der Frauen *per conditio sine qua non* untermauerte. Nur als Gegenpol im Sinne der bürgerlichen Geschlechterkomplementarität erhielten Frauen und Mädchen im Kriegswesen der späten Neuzeit karitative und reproduktive Funktionen zugeschrieben. Im Rahmen der weiblichen *Kriegsfürsorge* oder *Kriegswohlfahrt*⁴ begannen sie damit, sich patriotisch zu engagieren und zu organisieren – sei es in Form von vaterländischen Vereinen und Hilfsvereinen des Roten Kreuzes, sei es im Zuge der Professionalisierung der weiblichen Kriegsrankenpflege mittels Pflegerinnenschulen und -kurse.

Eine solche hier nur angedeutete Entwicklung führte am Beginn des Ersten Weltkrieges zum Szenarium einer Kriegsgesellschaft, die sich entlang der Geschlechterdichotomie organisierte: Frauen und Mädchen wurden als *Heimatfront* mobilisiert, und Zusammenschlüsse wie die *Frauen-Hilfsaktion im Kriege*⁵ oder der *Nationale Frauendienst*⁶ erfreuten sich vielerorts großen Zulaufs. Andererseits hielten sich in der „autarken Welt der Schützengräben“⁷, von wenigen Ausnahmen combattanter Frauen abgesehen,⁸ empirisch gesehen nur Männer auf. Ihnen am nächsten waren neben der verbliebenen weiblichen Zivilbevölkerung der besetzten Gebiete die Kriegskrankenschwestern, deren Bedeutung zuerst Klaus Theweleit unterstrich, indem er das Phantasma der „Engel in Weiß“ im retrospektiven Kriegserlebnis deutscher Freikorps-Offiziere

Analysen, München 1991, 31–43, hier 37, nennt das Militär an erster Stelle der „typischen männlichen Verkehrskreise(n), ... in denen gewissermaßen Männlichkeit ‚pur‘ entfaltet wurde“.

- 4 Die erste Bezeichnung findet sich vor allem in der Literatur zur österreichisch-ungarischen Monarchie, die zweite war im Deutschen Reich gebräuchlich.
- 5 So hieß der gleich zu Kriegsbeginn erfolgte Zusammenschluß fast aller maßgeblichen Frauenvereine und Flügel der Frauenbewegung in Österreich-Ungarn. Vgl. dazu z. B. Susan Zimmermann, Die österreichische Frauen-Friedensbewegung vor und im ersten Weltkrieg, in: „Praktische Ohnmacht“ der Frauen? Analysen zum Verhältnis von Frauen zum sogenannten „Frieden“ (= Veröffentlichungen des Vereins Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang 3), Wien o. J. (1983), 6–14; Silvia Svoboda, Die Soldaten des Hinterlandes, in: Die Frau im Korsett. Wiener Frauenalltag zwischen Klischee und Wirklichkeit 1848–1920, Wien 1984, 50–53 u. 200–211; Ingrid Bauer, Frauen im Krieg. Patriotismus, Hunger, Protest – Weibliche Lebenszusammenhänge zwischen 1914–1918, in: Brigitte Mazohl-Wallnig u. a. Hg., Die andere Geschichte 1. Eine Salzburger Frauengeschichte von der ersten Mädchenschule (1695) bis zum Frauenwahlrecht (1918), Salzburg/München 1995, 283–310; Christa Hammerle, „Zur Liebesarbeit sind wir hier, Soldatenstrümpfe stricken wir“. Zu Formen weiblicher *Kriegsfürsorge* im Ersten Weltkrieg, Diss., Wien 1996, 259–284.
- 6 Zum *Nationalen Frauendienst* in Deutschland vgl. z. B. Barbara Guttman, Weibliche Heimarmee. Frauen in Deutschland 1914–1918, Weinheim 1989, bes. 117ff., 132ff.; Herrad-Ulrike Bussemer, „Weit hinter den Schützengräben“. Das Kriegserlebnis der bürgerlichen Frauenbewegung, in: Berliner Geschichtswerkstatt Hg., August 1914. Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin 1989, 136–146; Ute Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg. Göttingen 1989, 81ff.
- 7 Nach George L. Mosse, Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben. Aus dem Amerikanischen von Udo Rennert, Stuttgart 1993, 11.
- 8 Vgl. Hanna Hacker, Ein Soldat ist meistens keine Frau. Geschlechterkonstruktionen im militärischen Feld, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 20, 2 (1995), 45–63.

psychoanalytisch deutete.⁹ Hingegen hat Regina Schulte, ebenfalls gestützt auf Ego-Dokumente, die deutschen Frontschwester in das Zentrum gerückt und deren Einsatz in den Lazaretten nahe der Front im Spannungsverhältnis zwischen einem „Dienst als Aschenputtel“ und „Befreiung zur Kameradschaft“, wie die Schwestern selbst es sehen wollten, verortet.¹⁰

Doch auch darüber hinausgehend war „das Weibliche“, waren Spuren und Vorstellungen von Frauen und Mädchen im Stellungen- oder Grabenkrieg der Jahre von 1914 bis 1918 präsent und wirkungsmächtig. Wie in allen anderen Bereichen, erfüllte die Konstruktion und die Inszenierung von Weiblichkeit auch an den Fronten des Ersten Weltkrieges Funktionen, die mit der inneren Logik der damaligen Kriegsgesellschaft in einem engen Zusammenhang stehen, deren vorerst breit akzeptierte Etablierung mittrugen. Mehr noch: Die Geschlechterkonzeptionen, die den Soldaten vermittelt, von ihnen angeeignet und transponiert wurden, waren eine Art Waffe, die dazu verhelfen sollte, den Krieg zu gewinnen; der Kategorie Geschlecht kam also auch hier „Strukturierungs-, Orientierungs- und Diskriminierungskraft“¹¹ zu.

Dabei gilt angesichts des heutigen Forschungsstandes jene Einschätzung der objektiv und subjektiv begrenzten kriegsbedingten Veränderungen des Geschlechterverhältnisses, die auch Françoise Thébaud mit Blick auf die europäische Frauengeschichte betont hat. Sie unterstreicht den diesbezüglich „zutiefst konservativen Charakter“¹² des Krieges, der sich bereits zu Kriegsbeginn äußerte, als beide Geschlechter „auf ihren je eigenen Platz“ zurückverwiesen wurden und es zu einer „Inkarnation des bürgerlichen Frauenideals des 19. Jahrhunderts“ kam.¹³ Daß die traditionellen Geschlechterrollen trotz der Irritationen des Geschlechterverhältnisses und trotz neuer Möglichkeiten und Freiheiten, die der Krieg vielen Frauen zweifellos brachte, „beibehalten, ja verfestigt wurden“, sieht Thébaud auf der symbolischen Ebene begründet: Der offizielle politische Diskurs „räumte der Front und den Frontkämpfern

9 Klaus Theweleit, *Männerphantasien*. Bd. 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, Basel/Frankfurt a. M. 1986 (1977), bes. Kap. 1, 121–177.

10 Regina Schulte, Die Schwester des kranken Kriegers. Krankenpflege im Ersten Weltkrieg als Forschungsproblem, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 7, 1 (1994), Opladen 1994, 83–100.

11 Edith Saurer, Frauengeschichte in Österreich. Eine fast kritische Bestandsaufnahme, in: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 4, 2 (1993), 37–63, hier 37.

12 Françoise Thébaud, Der Erste Weltkrieg. Triumph der Geschlechtertrennung, in: Georges Duby u. Michelle Perrot, *Geschichte der Frauen*, Bd. 5: 20. Jahrhundert, hg. v. Françoise Thébaud, Frankfurt/New York 1995, 33–91, hier 91.

13 Thébaud, Der Erste Weltkrieg, wie Anm. 12, 38. Vgl. auch die ähnliche These bei Mosse, *Gefallen für das Vaterland*, wie Anm. 7, 79; Jo Vellacott, *Feminist Consciousness and the First World War*, in: *History Workshop. A journal of socialist and feminist historians*, 23 (1987), 81–101, hier 88. Zur Frage der „Emanzipation“ von Frauen im und durch den Krieg vgl. u. a. auch Schulte, *Die Schwester des kranken Kriegers*, wie Anm. 10, 96; Daniel, *Arbeiterfrauen*, wie Anm. 6, 106ff.; Angelika Tramitz, *Vom Umgang mit Helden. Kriegs(vor)schriften und Benimmregeln für deutsche Frauen im Ersten Weltkrieg*, in: Peter Knoch Hg., *Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung*, Stuttgart 1989, 85–113, hier 101ff.

uneingeschränkt die ökonomische, soziale und kulturelle Priorität ein".¹⁴ Alles, was mit Frauen und Mädchen der *Heimatfront* konnotiert war, blieb demgegenüber untergeordnet, minder gewertet.¹⁵

Im folgenden frage ich auf Seiten der männlichen Kriegsteilnehmer nach der Reichweite eines Diskurses, der eine solche konträre und hierarchische Kodierung der Geschlechter in der Kriegsgesellschaft formulierte. Als Referenzsystem für die Konzeption der sexuellen Differenz an den Fronten des Ersten Weltkrieges setze ich das in weiten Teilen Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches in der ersten Kriegshälfte populäre *Liebesgaben*-System. Diese *Kriegsfürsorge*-Aktion gehörte zu den besonders massiv propagierten weiblichen Betätigungsfeldern und richtete sich direkt an die kämpfenden Soldaten. Dessen große – und durchaus ambivalente – Bedeutung für viele Schulumädchen und Frauen der betroffenen Generationen habe ich bereits in einem früheren in L'Homme Z. F. G. veröffentlichten Aufsatz erörtert.¹⁶ Das *Liebesgaben*-System erschien im offiziellen Geschlechterdiskurs als spezifischer „Liebesdiskurs“ und appellierte an weibliche „Liebe“ und „Fürsorge“. Ganz im Sinne des ideologischen Konzepts weiblicher *Liebesarbeit* und symbolisch erhöht, galten *Liebesgaben* in Form von selbstgestrickten Wollsachen und genähter Wäsche, Süßigkeiten und Lebensmitteln, Tabak oder Basteleien und dgl. als „Zeichen der Dankes und der Liebe“, denen die Macht zugeschrieben wurde, die Kampfbereitschaft der Soldaten zu stärken: „Schicken wir reiche Gaben ins Feld, so kann der Frost unseren Kriegern nichts anhaben und wendet seinen ganzen Grimm dem Feinde zu.“¹⁷ Das *Liebesgaben*-System des Ersten Weltkrieges war somit ein Versuch, die familiären Bande zwischen Mutter und Sohn, Vater und Tochter, Ehemann und Ehefrau, Bruder und Schwester auf ein abstraktes Geschlechterverhältnis zwischen der männlich assoziierten *Front* und der weiblich assoziierten *Heimat* auszuweiten oder zu übertragen. Zu dieser Beziehung waren im Prinzip jedes Mädchen und jede Frau auf der einen, und jeder Soldat auf der anderen

14 Thébaud, *Der Erste Weltkrieg*, wie Anm. 12, 57.

15 Vgl. dazu auch das Konzept der Doppelhelix zur Versinnbildlichung des vorübergehenden und oberflächlichen Charakters der Veränderung der Geschlechterbeziehungen im Krieg, formuliert von Margret R. Higonett u. Patrice L.-R. Higonett, in: Margret R. Higonett u. a. Hg., *Behind the Lines. Gender and the Two World Wars*, New Haven/London 1987, 31–47.

16 Christa Hämmerle, „Wir strickten und nähten Wäsche für Soldaten.“ Von der Militarisierung des weiblichen Handarbeitens im Ersten Weltkrieg, in: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 3, 1 (1992), 88–128. Zu den daran anknüpfenden, weiterführenden Forschungsarbeiten vgl. dies., „Zur Liebesarbeit ...“, wie Anm. 5. Zu *Liebesgaben* im Ersten Weltkrieg vgl. auch Susanne Nimmesgern, „Konnt' ich auch nicht Waffen tragen, half ich doch die Feinde schlagen“. Kriegsalltag an der Heimatfront, in: „Als der Krieg über uns gekommen war ...“ Die Saarregion und der Erste Weltkrieg, Saarbrücken 1993, 80–93, bes. 81ff.; Eckhard Emminger, „Und der ganze Unterricht muß auf die große Uhr des Weltkrieges eingestellt werden!“ Die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf die Volksschule im Königreich Bayern 1914 bis 1918, 2 Bde., Diss., Regensburg 1987, bes. 300–311; Thébaud, *Der Erste Weltkrieg*, wie Anm. 12, 60, die den Begriff „Feldpaket“ verwendet.

17 Paul Zifferer, *Neue Freie Presse* vom 29. Oktober 1914, unter dem Titel „Kälteschutz“ veröffentlicht in: *Kälteschutz 1914–1915*, hg. von der Hilfsaktion des Kriegsfürsorgeamtes „Kälteschutz“, Wien o. J., 9–15, hier 15.

Seite aufgerufen. Gleichzeitig wurde dabei auch betont, daß der Beitrag der Ersteren im Vergleich zum Einsatz des männlichen Lebens im Kampf um das „bedrohte“ Vaterland nur gering, ein „winziges Opfer“ sei.

Wie aber wurden die erwiesenermaßen millionen- und abermillionenfach gespendeten weiblichen *Liebesgaben* von den Soldaten tatsächlich wahrgenommen und gewertet? Das Verteilungssystem selbst war auf eine praktische und eine symbolische Bedeutung hin organisiert. Man verteilte die *Liebesgaben* mittels eines aufwendigen, eigens geschaffenen Apparates, an dem verschiedene staatliche und private Instanzen, (Frauen-)Organisationen und (Frauen-)Initiativen teilhatten, direkt durch Frauen und Mädchen an Bahnhöfen oder in diversen Ausgabestellen, bzw. beförderte sie auf Lastwagen und Eisenbahn an die Fronten oder in Lazarette. Damit die Soldaten auch wußten, daß sie damit nicht einfach nur eine von der Militärorganisation zugeteilte Ration erhielten, sondern eine *Liebesgabe* aus der Heimat, war es üblich, den Paketen ein kurzes Schreiben der Spenderin/nen beizulegen, in dem diese einige Worte an den unbekannten Soldaten richtete/n. Die Antworten von Soldaten, soweit insbesondere durch die Publizistik der Kriegszeit überliefert, untersuche ich im folgenden in Hinblick auf ihre Geschlechterrhetorik. Im zweiten Teil diskutiere ich die Aufnahme des *Liebesgaben*-Systems in männliche Kriegstagebücher und retrospektiv verfaßte Kriegsmemoiren – in jene Genres also, die nach 1918 gleichsam zum Inbegriff einer soldatischen Erinnerungskultur des Ersten Weltkriegs avancierten.¹⁸

Geschlechterkodierungen in der zeitgenössischen *Liebesgaben*-Korrespondenz

Die durch das *Liebesgaben*-System initiierte Korrespondenz war Teil jener Milliarden von Feldpostbriefen, Karten und Paketen, die in den Jahren des Ersten Weltkrieges zwischen *Heimat* und *Front* ausgetauscht wurden.¹⁹ Die mehr oder weniger effektiv organisierte institutionalisierte Kriegszensur²⁰ gestaltete das Genre daher ebenso mit wie es die mentalen Faktoren einer „internalisierten“ oder „privaten“ Zensur²¹ taten. Hinzu kam, daß die *Liebesgaben*-Korrespondenz vor allem in der ersten Zeit des Krieges im Zuge der nun schnell zum Einsatz gebrachten Möglichkeiten moderner Massenkommunikation öffentlich konstituiert und inszeniert wurde, insbesondere durch ihre Wiedergabe in Zeitungen

18 Beide Abschnitte basieren großteils auf Hämmerle, „Zur Liebesarbeit ...“, wie Anm. 5.

19 Allein für das Deutsche Reich nennt Bernd Ulrich, Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg – Bedeutung und Zensur, in: Knoch, Kriegsalltag, wie Anm. 13, 40–75, hier 43, auf einschlägige Literatur gestützt folgende Zahlen: Über die ganze Zeit des Kriegs hinweg sollen insgesamt etwa 28,7 Milliarden „Sendungen aller Art“ zwischen Front, Etappe und Heimat hin- und hergegangen sein, wobei „Briefe, Karten, Telegramme und Pakete“ aus der Heimat überwogen; es waren ungefähr 9,9 Millionen Sendungen täglich! In umgekehrter Richtung waren es pro Tag etwa 6,8 Millionen Sendungen.

20 Ulrich, Feldpostbriefe, wie Anm. 19; Gustav Spann, Zensur in Österreich während des I. Weltkrieges 1914–1918, Diss., Wien 1972, 113ff.

21 Ulrich, Feldpostbriefe, wie Anm. 19, 49.

und Zeitschriften, in Schulchroniken und Tätigkeitsberichten der *Frauen-Kriegshilfe* oder in anderen stark propagandistisch gefärbten Schriften. Auch die Herstellung und das Verpacken von *Liebesgaben* erfolgte oftmals im Kollektiv: beim abendlichen Zusammentreffen in einem Frauenverein oder in einem Büro der offiziellen *Frauen-Hilfsaktion im Kriege*, und vor allem in den Schulen, wo die Schülerinnen angeleitet von ihren Lehrerinnen und Lehrern ihre ersten Briefe und Karten an die unbekannten Soldaten verfaßten und ihren *Liebesgaben*-Paketen beilegten. Umgekehrt richteten die Soldaten oder deren Vorgesetzte ihre ersten Antwortschreiben häufig an die Vereins- oder Schuladressen der Spenderinnen, u. a. weil diese ihnen die dafür adressierten Feldpostkarten gleich mitgesandt hatten.

Die solchermaßen öffentliche, kontrollierte und kontrollierbare *Liebesgaben*-Korrespondenz war Teil des offiziellen Diskurses, der dergestalt von Mädchen, Frauen und Soldaten rezipiert und mitgestaltet, auch popularisiert wurde. Denn diese Schreiben transportierten und vervielfachten, so sie mehr beinhalteten als wenige Dankesworte, patriotische Formeln und gängige Kriegs- und Feindbilder, die den offiziellen Definitionen des Verhältnisses von *Front* und *Heimat* entsprachen. Dabei wurde häufig explizit auf Geschlechterdifferenz recurriert, indem die Freund/Feind- und Heimat/Front-Dichotomien zu Trägern einer stark sexualisierten Geschlechtermetaphorik wurden.

Wenn also die Spenderinnen diverser *Liebesgaben* den „Liebe(n) Soldaten“ dazu auffordern mochten, „die Russen ... anständig zu verhaufen“ oder „recht viele Franzosen tot“ zu machen,²² wenn sie sich für sein „tapferes Kämpfen“ bedankten und in diesem Zusammenhang auch Bedauern darüber äußerten, daß sie dabei als „Mädchen nicht helfen können“, dafür aber umso fleißiger „Sachen gestrickt“ und „Kistchen zurechtgemacht“ hätten, die das Weihnachtsfest der Soldaten „versüßen“ sollten,²³ dann antworteten diese in ähnlicher Manier: „Wir fühlen uns stark, wenn wir erfahren, mit welcher Hingabe die deutschen Mädchen und Frauen für unser Wohl arbeiten.“ Sie richteten als „Krieger“ an ein „Geehrtes Fräulein!“ ihren „besten und herzlichsten Dank“ für „das wunderschöne Paketchen“ und beteuerten, daß solche „mit Liebe gepackten“ Sendungen den Kampfesmut stärkende „Heimatsluft“ übermitteln würden,²⁴ daß es „insbesondere auch die liebevolle Art und Weise der äußeren Ausstattung der Geschenke (war), welche uns die patriotische Begeisterung der Schuljugend für die Armee deutlich bewies ...“ – wie es ein „Oberst Tuma“ aus Österreich in seinem an die Direktion einer Mädchenschule gerichteten Dank für die „zugewiesenen Liebesgaben“ formulierte²⁵.

22 Zit. nach: Lucy Reitingner, „Immer ran, immer ran an den Feind“, in: Ein Volk klagt an! Fünfzig Briefe über den Krieg, Wien 1931, 23. Vgl. die zahlreichen Beispiele bei Jakob Loewenberg, Kriegstagebuch einer Mädchenschule, Berlin 1916 (= Die Feldbücher des Egon Fleischel & Co. Verlages), 24ff.

23 Vgl. Loewenberg, Kriegstagebuch, wie Anm. 22, 32ff.

24 Vgl. Loewenberg, Kriegstagebuch, wie Anm. 22, 73 u. 49f.

25 35. Jahresbericht des Mädchenlyzeums des Wiener Frauen-Erwerbvereines. Schulnachrichten von Joh. Bapt. Degn, Direktor, am Schluß des Schuljahres 1914/15, Wien 1915, 12: Karte vom 26. Dezember 1914 aus Krakau-Podgórze im Namen des „k. k. Landsturmmarschbataillon Nr. 18“.

Daß die Kommunikation hier, wie in vielen anderen Fällen, auf einer hierarchischen Ebene oberhalb der Schülerinnen und ihrer Lehrerinnen verblieb und deshalb eine Ausgestaltung des Dankes mit patriotischen Beteuerungen geradezu verlangte, unterstreicht den öffentlichen Charakter der Aktion – um den die Soldaten sehr wohl wußten. Entsprechend produzierten und reproduzierten sie auch in ihren eigenen Antwortschreiben ein der offiziellen Kriegsdarstellung entlehntes Sprechen über den Krieg selbst, das die tatsächlichen Kriegserlebnisse weitgehend verharmloste oder ausklammerte, sich statt dessen in trivialen Bildern und Anekdoten, in „sinnigen Sprüchen“ oder „hübschen, launigen Versen“²⁶, einem humoristisch-jovialen bis dünnhüftigen Tenor verflüchtigte. Ein Beispiel dafür, wie massive Feindbildpropaganda mit stereotyper Geschlechterideologie transponiert wurde und das Tun der *Liebesgaben*-Spenderrinnen vorgeblich selbst den drohenden Kriegstod „heiligt“ oder „befriedet“, liest sich so:

Liebe, schöne, guten Damen! Ich bedanke mich in meinem Namen für die vielen Liebesgaben, welche Sie gesandt uns haben. Lebzeltkuchen und Zigaretten o wie tut das gut uns schmecken. Sitzen fröhlich in der Runde und gedenken jeder Stunde an die Gönner Frau daheim. Bald werden wir doch Sieger sein. Kleine Russen, große Russen, aus den Gräben raus zu putzen mit Granaten und Schrapnell. O wie laufen die gar schnell. Sollte ich mein Leben lassen für mein teures Vaterland, denk ich nochmals an die Lieben, die uns Liebesgaben gesandt. Herzliche Grüße ...²⁷

Von Laienhand verfaßte Versform war in diesem Krieg allseits beliebt und gängig, in Tageszeitungen ebenso medial aufbereitet wie in der Alltagskommunikation paraphrasiert oder in abgewandelten Liedtexten ins Ironische gekehrt. Sie ist auch typisch für das Propagieren des *Liebesgaben*-Systems, für die *Liebesgaben*-Korrespondenz, wo sich Schulmädchen, Frauen und Soldaten gleichermaßen im Reimen versuchten. Die Versform scheint hier die stereotype Vereinnahmung der Geschlechterdifferenz als Metapher für die Beziehung zwischen *Front* und *Heimat* erleichtert zu haben. Jedenfalls gestaltete diese millionenfach produzierte Kriegskorrespondenz-Form mit ihren leeren Floskeln und Topoi jene Erstarrung der Sprache im offiziellen politischen Gebrauch, die von Karl Kraus so meisterhaft parodiert worden ist.²⁸ Der Brief wie die Korrespondenzkarte wandelten sich so unter den Bedingungen des Krieges zu einer Art von Trivalliteratur und zum Träger konformer Massenideologie.

26 Rechenschafts-Bericht des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins für das Jahr vom 1. September 1914 bis 31. August 1915, Wien 1915, 6: Verweis auf die im Anschluß an 17 abgegebene „Kisten mit Liebesgaben für je 250 Mann“ erhaltenen Dankesschreiben „von zahlreichen Offizieren und Soldaten“.

27 „... Und Friede den Menschen ...“ Weihnachten und Jahreswechsel im 1. Weltkrieg. Postkarten, Photos, Erinnerungen, Heeresgeschichtliches Museum Wien, Sonderausstellung vom 10.12.1992 bis 2.2.1993, Exponat der Ausstellung, bezeichnet mit ST: ÖFP 52. Die Karte datiert vom 17.1.1915, stammt von einem in Rußland stationierten „Feldkanonenregiment Nr. 2“ und wurde an die 5. Volksschulklasse des Instituts St. Maria in St. Pölten adressiert.

28 Vgl. als eine neue Ausgabe: Karl Kraus, *Die letzten Tage der Menschheit*: Bühnenfassung des Autors, hg. v. Eckart Früh, Frankfurt a. M. 1992.

Die Implikationen dessen für das Bild des Geschlechterverhältnisses seien veranschaulicht durch einige Gedichtsstrophen, die neben vielen anderen 1914 an das Mädchenlyzeum des Wiener Frauen-Erwerb-Vereines gingen.²⁹ Im ersten Beispiel, angeblich verfaßt von einem „Dichterling. K. u. k. Festungsartillerie Bataillon Nr. 5, 4. Marschkompanie“ aus Rajsco, erfolgt die Sexualisierung des Geschlechts der „hochherzigen Spenderinnen“ – verheißend – durch den Verweis auf eine Zukunft, in der Männlichkeit wiederum auch an anderen Rollen gemessen würde:

Habt Dank, Ihr Wiener Mägdelein,
Für Eure Weihnachtsspende!
Ihr fragt, wer mag der Krieger sein,
Dem gefallen sie in die Hände?

Ich bin des Kaisers Kanonier,
Trug stolz noch die Streifen, die roten.
Wir haben vor Wochen der Russen Gier
Ein donnernd „Halt!“ hier geboten.

Ich steh' mit den Kameraden die Wacht,
Daß nicht neue Kosakenhorden
Nach Österreich fluten über die Nacht,
Zu sengen und zu morden.

Ich bin ein schlichter Bauernsproß
Aus Schlesiens grünen Gauen
Und kenne Wien von Bildern bloß,
Doch hoff' ich's noch einmal zu schauen.

Man sagte mir, daß die Mädchen drinn
Die lustigsten, feschesten seien.
Ist der Krieg erst aus, dann fahre ich hin,
Um eine von Euch zu freien.

Ein weiteres Gedicht, geschrieben im November 1914, unterstreicht die „forsche“ Männlichkeit der als „Edelknaben“ bezeichneten Soldaten. Der konnotierte Verweis auf Minne und kriegerisches Rittertum offenbart den für 1914 charakteristischen Anachronismus der Vorstellungen vom Krieg und klingt ähnlich sakral wie weibliche „Engelsgüte“, der Verweis auf Gottes Dank.

Vom vierten Regiment,
Das jedes Kind hier kennt,
Steh'n wir heut' fesch und stramm,
Die Absätz' fest beisamm'
Vor jener Mädchenblüte,
Die uns mit Engelsgüte
So herzig, reich beschenkt:
Mit Stützerln, Schals, vierfachen
Schneehauben, warme Sachen,
Kniewärmer, dicken Socken,
Die Russen könnt' verlocken

²⁹ Von den im 35. Jahresbericht des Mädchenlyzeums, wie Anm. 25, 11ff. veröffentlichten neun Antwortschreiben aus dem Felde sind sieben in Gedichtform gehalten.

Zu uns zu desertieren
Um nicht so arg zu frieren;
Gott lohn die edle Spende,
Und segne all' die Hände,
Die daran gestrickt, gehäckelt,
So daß sich wohligh räckelt
In dieser warmen Gabe
So mancher Edelknabe,
Nur Dank ist unsere Habe
Nehmt ihn für Eu're Gabe.³⁰

Die *Liebesgaben*-Korrespondenz als Massenphänomen könnte durchaus zu der in der politischen Kultur der 20er und 30er Jahre folgeschweren Trivialisierung dieses Krieges beigetragen haben, zumal sie oft auf Ansichtskarten übermittelt wurde, deren Motive allein ein „besonders wirkungsvolles Instrument“ dieser Trivialisierung darstellten.³¹ Dazu kam die Sprache, kam die Metaphorik, und vor allem die Plazierung von Geschlechterklischees in eine Schützengraben- und Heimatromantik – so, als wäre das Geschlechterverhältnis im Krieg nicht auch aus den Fugen geraten. Und doch partizipierten die Autoren und die Autorinnen dieser spezifischen Feldpost an jenem Diskurs, der auf der symbolischen oder ideologischen Ebene die Renaissance der traditionellen Geschlechterpolarität zu Kriegsbeginn konstituierte, gemäß einer Ausrichtung, die Waltraud Amberger plastisch formuliert hat: „Krieg, das ist das Festhalten an einem Denken in Gegensätzen, weil es keine Unsicherheit ertragen gelernt hat.“³² Auch damit wurde der Krieg auf „etwas scheinbar Normales“ reduziert und zu einer Erfahrung gestaltet, „der man ihren Schrecken und ihr Chaos genommen hatte“ – wodurch er dann umso leichter in einen Mythos verwandelt werden konnte.³³

Das ist gewiß nur eine Seite der „Kriegsgeschichte“ eines Genres, das durch Propaganda und öffentliche Autoritäten auf den Krieg und dessen Geschlechtermodell eingestimmt und von den Menschen dazu benutzt wurde, sich am offiziellen Geschlechterdiskurs zu beteiligen. Es gab unbestritten auch eine andere, eher verborgene, quellenmäßig schwer faßbare und schwieriger zu deutende Tendenz der *Liebesgaben*-Korrespondenz, die mitunter latente und antagonistische Zwischentöne enthielt und damit von den Grenzen, dem Brüchigwerden der intendierten Konstruktion des Geschlechterverhältnisses im Verlauf des Krieges erzählen könnte. Die Ambivalenz, die dem *Liebesgaben*-System inne wohnte, da seine Verkehrtung in eine konkrete, persönliche und damit den nationalen Kriegszielen auch antagonistische Geschlechterbeziehung dem Modell ebenso implizit war,³⁴ mochte in Fällen, wo sich die Verbindung zwischen einem Soldaten und einer *Liebesgaben*-Spenderin

30 35. Jahresbericht des Mädchenlyzeums, wie Anm. 25, 13f.

31 Vgl. Mosse, Gefallen für das Vaterland, wie Anm. 7, 155ff., hier 157.

32 Waltraud Amberger, Männer, Krieger, Abenteurer. Der Entwurf des „soldatischen Mannes“ in Kriegsromanen über den Ersten und Zweiten Weltkrieg, Frankfurt a. M. 1991, 5.

33 Mosse, Gefallen für das Vaterland, wie Anm. 7, 155 u. 164.

34 Vgl. Hämmerle, „Wir strickten und nähten Wäsche für Soldaten ...“, wie Anm. 16, 109f; dies., „Zur Liebesarbeit sind wir hier ...“, wie Anm. 5, 198ff.

intensivierte, auch eine Überschreitung des skizzierten Genres bewirkt haben.³⁵ Dann wurde es den Autorinnen und Autoren solcher Feldpost im Prinzip möglich, die Vorgaben zu durchbrechen und ihre *Liebesgaben*-Korrespondenz zu privatisieren, für eigene Interessen, Gefühle, Wünsche und Sehnsüchte zu vereinnahmen. Latente Botschaften, die in den ersten Karten formuliert waren als „Mein liebes Unbekanntes Frä. Habe eben Nachtdienst und denke an die unbekannte Spänderin“³⁶, konnten dann ihr vielschichtiges Potential möglicherweise entfalten, indem der Raum hin zum persönlichen (Liebes-)Bedürfnis, den damit verbundenen Imaginationen und Erwartungen geöffnet wurde.

Ein Beleg dafür, daß sich die ehemals öffentlich inszenierte *Liebesgaben*-Korrespondenz zur privaten Feldpost wandeln konnte, wo oft geschickt zwischen den Vorgaben der Zensur und der Kriegspropaganda einerseits und den individuellen Wahrnehmungen im Krieg andererseits lanciert wurde, sei hier erwähnt. Im ehemaligen Tagebuch der Elfriede Kuhr sind Briefteile der längeren Korrespondenz mit einem ihrer vier *Liebesgaben*-Soldaten namens Emil Szagun veröffentlicht, die den Wandel des Verhältnisses zwischen dem Soldaten und dem jungen Mädchen ebenso illustrieren wie die parallele Wendung der Kriegserzählung. Schließlich adressiert sich der Soldat hier an seine „Liebe Freundin“ nicht mehr als „Held“, sondern als „armer“, von Hunger und Kälte geplagter „Krieger“, der der emotionalen und materiellen Hilfe bedurfte und auch von Kälte und Tod sprach, anstatt patriotische Formeln und Feindbilder zu übermitteln.³⁷

Wünsche Ihnen fröhliche Weihnachten, so gut das im Kriege geht. Ich könnte warme Unterhosen brauchen, wenn Sie gerade übrig haben. Bin schon vom Lazarett fort und habe oft kalt. Liebe Freundin, seien Sie nur nicht böse, daß ich solange nicht geschrieben habe, denn war auf Genesungsurlaub. Die herzlichsten Grüße sendet Emil.³⁸

Eine Ideologisierung weiblicher *Liebesarbeit* findet sich in einem solchen privatisierten Verhältnis sehr viel seltener, wiewohl gerade die physische, d. h. materielle Reproduktion oft das vordergründige, mitunter sogar

35 Einen Prozeß der Überschreitung vorgegebener Erziehungsabsichten zugunsten individueller Interessen hat Phillipe Lejeune für Mädchentagebücher des 19. Jahrhunderts in Frankreich konstatiert. Vgl. ders., *Le Moi des Demoiselles. Enquête sur le journal de jeune fille*, Paris 1993; ders., *French Girl's Diaries in the 19th Century: Constitution and Transgression of a Genre*, in: Christa Hämmerle Hg., *Plurality and Individuality. Autobiographical Cultures in Europe* (= IFK Materialien 2/95), Wien 1995, 42–50.

36 So schrieb am 7.5.1915 ein österreichischer Soldat an eine Schülerin namens Ella Reichel. Eine Kopie ihres „Kriegsalbums“, in dem sie eifrig verschiedene Feldpostkarten von verwandten und bekannten ebenso wie von mehreren unbekannten Soldaten gesammelt hat, befindet sich in meinem Besitz.

37 Vgl. Jo Mihaly, „... da gib't's ein Wiedersehn!“ Kriegstagebuch eines Mädchens 1914–1918, Freiburg/Heidelberg 1982, 126f., 139f., 151f. (Schreiben der Schwester des Soldaten an die Autorin) u. 191. Von der Authentizität dieses Tagebuches ging auch der Kriegshistoriker Peter Knoch aus. Vgl. ders., *Kinder im Krieg 1914–18. Zwei Mädchen schreiben Kriegstagebuch*, in: Gerhard Hergenröder u. Eberhard Sieber Hg., *Varia historica. Beiträge zur Landeskunde und Geschichtsdidaktik. Rainer Jooß zum 50. Geburtstag*, Plochingen 1988, 443–488.

38 Mihaly, „... da gib't's ein Wiedersehn!“, wie Anm. 37, 205, datiert 5. Januar 1916.

primäre Thema der privaten Feldpost des Ersten Weltkrieges darstellte, dessen Versorgungslage sich ja unvergleichlich viel dramatischer entwickelte als dann im Zweiten Weltkrieg.³⁹ Es ist jedoch auffallend, daß die Soldaten, die in ihrer *Liebesgaben*-Korrespondenz so häufig die propagandistische Geschlechterideologie der Kriegsgesellschaft rezipierten, im privaten oder privatisierten Kontext eine Ausdrucksform wählten, die dem skizzierten Pathos geradezu entgegengesetzt war. Die Kommunikation über weibliche Sendungen ins Feld reduzierte sich hier gleichsam auf deren eigentlichen, materiellen Zweck, auf Aspekte der ganz konkreten, körperbezogenen Reproduktion im Kriege – einer Reproduktion, die in den Briefen bar jeglicher pathetischen Verbrämung knapp, deutlich und selbstverständlich dem weiblichen Part einer (familialen) (Liebes-)Beziehung zugeschrieben blieb. „Wir haben 10 Tage im Graben im Schlamm gestanden, da waren die Stiefel nicht lang genug. Schickt mir mal Strümpfe und Fußlappen.“⁴⁰

***Liebesgaben* in soldatischen Kriegstagebüchern und Kriegsmemoiren**

Ungeachtet ihres hohen Stellenwerts im Krieg gerieten die *Liebesgaben*-Korrespondenz ebenso wie die private Feldpost nach 1918 eher in Vergessenheit und wurden der Tradierung im familialen Kontext überlassen. Hingegen erlangten zwei weitaus umfangreichere und elaboriertere Ego-Dokumente, nämlich Kriegstagebücher und Kriegsmemoiren bzw. deren viele Mischformen, große Bedeutung in der öffentlichen Erinnerungskultur. Sie nährten und stützten den nach Kriegsende 1918 rasch etablierten „Mythos des Kriegserlebnisses, in dessen Mittelpunkt die Männlichkeit stand“, in besonders wirksamer Art und Weise – einen Mythos, der „dem Tod auf dem Schlachtfeld seinen Stachel nehmen und das Sinnhafte des Kampfes und des Opfers hervorheben“ sollte,⁴¹ damit den Soldaten heroisierte und dem Faschismus Vorschub leistete. Schon Klaus Theweleit hat, wenn auch ausschließlich in bezug auf die spezifischen Kriegsmemoiren ehemaliger Freikorps-Offiziere, die mit der Konstruktion des „soldatischen Mannes“ eng verwobene Geschlechtermetaphorik, bestimmt durch viele Mechanismen der Ausblendung des „Weiblichen“, überzeugend dargestellt.⁴²

Betrachten wir, stellvertretend für viele andere, zwei Beispiele, die gewissermaßen den Ausgangs- und einen Höhepunkt in dieser Entwick-

39 Das zeigt der von Franz Schuhmann edierte Feldpostbestand einer Familie aus den Jahren des Ersten und Zweiten Weltkrieges, mit dem treffenden Titel: „Zieh dich warm an“. Soldatenpost und Heimatbriefe aus zwei Weltkriegen. Chronik einer Familie, Berlin 1989. Zur Bedeutung der Feldpost für die physische Reproduktion im Felde vgl. auch Edith Hagener, „Es lief sich so sicher an Deinem Arm“. Briefe einer Soldatenfrau 1914, Weinheim/Basel 1986; zum Andenken an Robert R. v. Winterhalder. Seine Kriegskorrespondenz und seine Dichtungen, hg. v. seinem Vater, Wien 1916.

40 Schuhmann, „Zieh dich warm an“, wie Anm. 39, 36.

41 Mosse, Gefallen für das Vaterland, wie Anm. 7, 97 u. 13.

42 Theweleit, Männerphantasien, wie Anm. 9.

lung hin zur Apotheose eines männlichen Kriegererlebnisses markieren, so bestätigt sich eine solche Tendenz auch für die soldatische Wahrnehmung weiblicher *Liebesgaben*: Ihrer stereotypen Inszenierung zu Kriegsbeginn, die Frauen und Mädchen gleichwohl unbestimmt, im Abseits beläßt, steht deren gänzliche Ausblendung in der hegemonialen Erinnerungskultur nach 1918 gegenüber. Ersteres ist in der bereits Ende 1914 veröffentlichten Kriegserzählung des Hauptmanns Oskar Höcker zu beobachten, der an der Westfront eingesetzt war.⁴³ In diesem deutschen Soldaten- und Heldentum preisenden, von „oben“ nach „unten“ gerichteten kriegspropagandistischen Werk liest sich die relativ häufige, wenn auch in kurzen Hinweisen formulierte Erwähnung von *Liebesgaben* so, als würde der Autor geradezu nach guten Gelegenheiten suchen, um vermitteln zu können, daß sie in seinem Umfeld offenbar reichlich vorhanden waren: sei es in Form von „Backpflaumen“, „Wurst und Pfefferminzkuchen“, „Liebesgabenschachteln Zigaretten“ oder elektrischen Taschenlampen, angeblich des Nachts im Kampfgeschehen „die allergesuchtesten Liebesgaben“, sei es als „warme Unterwäsche, wollene Strümpfe, Halstücher usw.“, für was „die gütigen Liebesgabensendungen (schon) ausreichend gesorgt“ hätten, oder gar als „Wollweste, die der Liebesgabenzug nach Lille gebracht hat“. ⁴⁴ Mitunter entsteht der Eindruck, als wolle Höcker die Bedeutung des *Liebesgaben*-Systems den Soldaten geradezu einhämmern, was sogar soweit geht, daß er den Grenadiermantel „eines toten Kameraden“, der diesem von einem Soldaten abgenommen wird, zur *Liebesgabe* erklärt⁴⁵. Seine Inszenierung schafft, wie die vorne beschriebene *Liebesgaben*-Korrespondenz, das trotz zahlreicher Kampf- und Todesszenarien in den Schützengräben geradezu harmonisch anmutende Bild eines entlang der Geschlechterdifferenz wohlorganisierten Krieges – wobei diese Struktur jedoch nicht explizit gemacht wird: „Alle paar Stunden gibt's einen Halt, die Mannschaften dürfen aussteigen, werden gespeist durch Feldverpflegung oder doch erquickt durch Liebesgaben der Bevölkerung.“⁴⁶

In der Erzählperspektive des Schriftstellers Ernst Jünger hingegen, dessen „Tagebuch eines Stoßtruppführers“ mit dem Titel „In Stahlgewittern“ seit dem ersten Erscheinen 1920 gewiß zu den meistzitierten autobiographischen Kriegsdarstellungen des Ersten Weltkriegs zählt, bleiben jegliche *Liebesgaben* unerwähnt, obwohl Jünger wie Höcker an der Westfront kämpfte. Von wenigen kurzen Unterbrechungen abgesehen, war er dort die gesamte Kriegszeit über stationiert – damit an jener Frontlinie, wo die deutschen Truppeneinheiten wenigstens zu Kriegsbeginn relativ gut, mitunter sogar reichlich mit diversen *Liebesgaben* ver-

43 Oskar Höcker, An der Spitze meiner Kompanie. Drei Monate Kriegerlebnisse, Berlin/Wien 1914. Höcker war an der Besetzung Belgiens, dann am Vordringen der Deutschen nach Frankreich beteiligt.

44 Höcker, An der Spitze, wie Anm. 43, 112f. (das Geschehen in der Etappe knapp hinter der „Gefechtslinie“ von Chauny beschreibend), 244 u. 237 (im Schützengraben von Messines), 173 u. 225; vgl. auch 159, 237, 246.

45 Höcker, An der Spitze, wie Anm. 43, 258 (vor den Schützengräben um Messines).

46 Höcker, An der Spitze, wie Anm. 43, 13 (die Fahrt der Truppen nach Belgien beschreibend).

sorgt wurden;⁴⁷ insofern hat die Darstellung Höckers ihre Überzeugungskraft. Die gänzliche Nicht-Präsenz von *Liebesgaben* bei Jünger ordnet sich ein in das Gesamtgefüge des weitestgehenden Schweigens über all das, was Frauen betrifft oder weiblich konnotiert ist. Indem die Kompanie, das Regiment, hier den „Kreis der Familie“ nicht nur ersetzt, sondern gewissermaßen überhaupt konstituiert⁴⁸ und doch in den Schützengräben „wie ein Mann“ „standhält“, auf andere von „kühner Männlichkeit“ motivierte „Männer“ stößt⁴⁹, bedarf diese Kriegserzählung im Prinzip keiner Referenz auf Frauen und Mädchen für die Darlegung eigener Gefühle oder Sehnsüchte. Von einem Mädchen in Rom erzählt höchstens einmal ein anderer Soldat „während des Zusammenseins in einem Trichter auf dem Schlachtfeld“, und „Anschriften von Londoner Mädchen“ oder „vermutlich zärtliche Erinnerungen an einen (Pariser) Fronturlaub“ finden sich nur bei toten Feinden.⁵⁰ Auch „weißgekleidete Schwestern“⁵¹ in den Lazaretten bleiben auf wenige Worte reduziert, obwohl der Autor öfters relativ schwer verwundet wurde. Selbst seine Mutter erscheint in der Welt der Schützengräben lediglich in der Gestalt des Bruders, für dessen Schicksal sich Jünger „als Vertreter der Mutter“ verantwortlich fühlt.⁵² Die Heimaturlaube, in einigen Sätzen gerade noch erwähnt, dienen vor allem als Gliederungsprinzip für die elaborierte Darlegung der Materialschlachten, darauf bezogene Sinnstiftungen bleiben latent oder auf der Ebene von Metaphern, als Bruchstücke „einer versunkenen, unglaublich fernen Welt“ in die Kriegserzählung eingestreut. „In meinem Tagebuch finde ich die kurze, aber vielsagende Notiz: ‚Urlaub sehr gut verbracht, brauche mir nach meinem Tode keine Vorwürfe zu machen.‘“⁵³

Eine Apostrophierung des männlichen Kriegserlebnisses wie bei Jünger, dessen Kriegsdarstellungen für die um den Verdun-Mythos zentrierte „Stahlhelm“-Generation der deutschen Nachkriegszeit zu einem Leitbild wurden,⁵⁴ findet sich in vielen nach 1918 publizierten Kriegsmemoiren und Kriegstagebüchern. Sie war jedoch nicht unbedingt eine, die auch durch die Massen der Mannschaftssoldaten aus gesellschaftlichen Unterschichten kolportiert wurde. In Hinblick auf diese Mehrheit war die

47 Vgl. die im folgenden zitierten Kriegsmemoiren und Kriegstagebücher sowie Daniel, Arbeiterfrauen, wie Anm. 6, 3 u. 283 (Anm. 37); Nimmesgern, „Konnt' ich auch nicht Waffen tragen ...“, wie Anm. 16, 84. Zu den mit *Liebesgaben* relativ gut versorgten Frontgebieten, wo vor allem österreichisch-ungarische Einheiten stationiert waren, gehörten im Kriegsjahr 1914/15 Gebiete in den Karpaten und entlang der serbischen Front.

48 Ernst Jünger, In Stahlgewittern, Stuttgart³⁷1996, 128: „... denn ich fühlte mich in meiner Kompanie wie in einer Familie“; vgl. auch 289.

49 Jünger, In Stahlgewittern, wie Anm. 48, 58, 311 u. 142 (zur Charakteristik der Engländer); vgl. auch 236, 278.

50 Jünger, In Stahlgewittern, wie Anm. 48, 232, 141 u. 274.

51 Jünger, In Stahlgewittern, wie Anm. 48, 131.

52 Jünger, In Stahlgewittern, wie Anm. 48, 186.

53 Jünger, In Stahlgewittern, wie Anm. 48, 262 (angesichts einer Familienfotografie, die ihm ein schwerverletzter Engländer im Kampf entgegenhielt) u. 148.

54 Vgl. Bernd Hüppauf, Schlachtenmythen und die Konstruktion des „Neuen Menschen“, in: Gerhard Hirschfeld u. a. Hg., Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993, 74f.

„Trennung von privater und öffentlicher Kriegserinnerung“⁵⁵ besonders markant. Es wäre daher, wie Bessel für das deutsche Heer festgestellt hat, „ein gefährlicher Irrtum“ anzunehmen, „daß die Erfahrungen der Mehrzahl der nach 1918 aus dem Heer entlassenen Männer die gleichen“ waren wie diejenigen, welche die maßgeblich von Offizieren getragenen Veteranen-Organisationen veröffentlichten – obwohl diese „vorgaben, im Namen der ehemaligen Frontsoldaten zu sprechen“.⁵⁶

Aufzeichnungen von einfachen Mannschaftensoldaten oder auch von Offizieren der niederen Ränge, die häufiger konterkarierende und kontrastierende Kriegserlebnisse tradieren, sind jedoch bis heute nur in relativ geringer Zahl überliefert, obgleich im Ersten Weltkrieg viele nicht nur höher- oder hochstehende militärische Befehlshaber bzw. Vertreter des – in sich stark differenzierten – Offizierkorps und bildungsbürgerliche Autoren sogenannte „Erlebnis- und Memoirenliteratur“⁵⁷ produzierten, sondern auch Männer aus der Masse der Soldaten. Ähnlich wie unzählige Briefe und Korrespondenzkarten, motivierte das Erlebnis dieses Krieges in einem historisch neuen Ausmaß auch unzählige, jedenfalls bis heute ungezählte und vielfach unbekannte Tagebücher und Kriegsmemoiren der „einfachen Frontsoldaten“,⁵⁸ so daß von einer Popularisierung dieser Genren gesprochen werden kann. Solche populären Texte wurden freilich selbst in den ersten Jahren der Zwischenkriegszeit nur in Ausnahmefällen veröffentlicht⁵⁹ – vornehmlich dann, wenn sie trotz ihrer unverblühten Schilderungen der Schrecken des Krieges und der Klassegegensätze im Heer doch keine „pazifistische Konsequenz“⁶⁰ aus dem erlebten Krieg zogen, sich in die Legende vom Dolchstoß der Heimat gegen die bis zuletzt „standhaft“ kämpfenden

55 Manfred Hettling u. Michael Jeismann, *Der Weltkrieg als Epos*. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, in: Hirschfeld u. a. Hg., *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ...*, wie Anm. 54, 175–198, hier 181.

56 Richard Bessel, *Die Heimkehr des Soldaten: Das Bild der Frontsoldaten in der Öffentlichkeit der Weimarer Republik*, in: Hirschfeld u. a. Hg., *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ...*, wie Anm. 54, 221–239, hier 233.

57 Hirschfeld, Vorwort, in: ders. u. a. Hg., *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ...*, wie Anm. 54, 7.

58 Hirschfeld, Vorwort, wie Anm. 57, 7; vgl. auch Ulrich, *Feldpostbriefe*, wie Anm. 19, 40. Hinweise darauf finden sich auch in den Kriegsaufzeichnungen selbst. Die derzeitige Forschungslage ist allerdings eine relative, da noch ungeklärt ist, inwieweit auch frühere Kriegszeiten zu autobiographischen Schüben führten – selbst in gesellschaftlichen Unterschichten. Vgl. die Edition von Jan Peters Hg., *Ein Söldnerleben im Dreißigjährigen Krieg. Eine Quelle zur Sozialgeschichte*, Berlin 1993, der dieses Zeugnis allerdings als Seltenheit wertet. Vgl. auch Benigna von Krusenstjern, *Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert*, in: *Historische Anthropologie*, 2, 3 (1994), 462–471. In der Wiener „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“, wo vorwiegend unveröffentlichte Manuskripte der populären Autobiographik gesammelt werden, existiert eine größere Zahl von Kriegsaufzeichnungen des Ersten Weltkriegs; einige dieser Texte ziehe ich in der Folge für meine Analyse heran.

59 Vgl. eine meines Wissens singulär gebliebene Edition aus dem Jahr 1931, mit dem Titel „Ein Volk klagt an!“ 50 Briefe über den Krieg, Wien/Leipzig 1932. Hier sind Ausschnitte aus 50 Erinnerungstexten in Briefform wiedergegeben, die hauptsächlich von Mannschaftensoldaten des Ersten Weltkrieges stammen und die Schrecken des Krieges 1914/18 in vielen Dimensionen darstellen.

60 Hettling/Jeismann, *Der Weltkrieg als Epos*, wie Anm. 55, 187.

Kameraden, deren Heimkehr ohne Lohn und Dank blieb, einpassen ließen.⁶¹ Erst in den letzten Jahren, im Zuge der Hinwendung zu einer „Militärgeschichte von unten“⁶², wurden auch populäre Selbstzeugnisse ehemaliger Soldaten des Ersten Weltkrieges – mehr oder weniger zufällig – „wiederentdeckt“ und in Einzelfällen auch veröffentlicht.⁶³ Ihre systematische Erforschung steht, vor allem für die österreichische Geschichtsschreibung, noch an.⁶⁴

Die Quellsituation, die uns auf der Suche nach der Thematisierung von *Liebesgaben* in soldatischen Kriegstagebüchern und Kriegsmemoiren unweigerlich begegnet, sobald wir die Pfade zu verlassen suchen, die den dominanten Mythos des Kriegserlebnisses prägten, ist somit komplex und heterogen. Und doch ergab die Lektüre einer größeren, breit gestreuten Auswahl solcher Texte einen Befund, der von den Verzweigungen jener Pfade in ein weitaus breiteres kollektives Gedächtnis der männlichen Kriegsteilnehmer erzählt. Denn das wichtigste und wohl wenig überraschende Faktum, nämlich die Beiläufigkeit, mit der *Liebesgaben* im größten Teil dieser Texte – wenn überhaupt – erwähnt werden, gilt für Offiziere ebenso wie für Mannschaftssoldaten, für veröffentlichte Aufzeichnungen wie für unveröffentlichte. Der Umstand, daß es weibliche *Liebesgaben* gab, sowie ihr Erhalt zu bestimmten Anlässen, scheint in der Tat für einen Großteil der Soldaten des Ersten Weltkrieges selbstverständlich gewesen zu sein – so selbstverständlich, daß sie in ihrer reichhaltigen Tagebuch- und Memoirenliteratur keiner ausführlicheren und reflexiven Erwähnung bedurften. Alles in allem bleiben *Liebesgaben* hier jedenfalls Marginalien, der expliziten Nennung und damit der konkreten Erinnerung kaum wert – was sich nicht nur in einer Knappheit des Stils ausdrückt, sondern auch darin, daß der Begriff keineswegs immer verwendet wird, wenn allem Augenschein nach von *Liebesgaben* die Rede ist. In manchen Aufzeichnungen finden sich, wie bei Ernst Jünger, überhaupt keine Hinweise auf entsprechende Situationen oder Erinnerungen.

Repräsentativer als der bereits erwähnte Paul Oskar Höcker ist etwa das Tagebuch seines Landsmannes Hermann Löns, der auch an der

61 Als ein solches Beispiel aus Österreich vgl. etwa Alois Öller, Kriegserlebnisse eines Vierzehners, o. O. 1919. Zum Dolchstoß vgl. z. B. Bernhard Denscher, Gold gab ich für Eisen. Österreichische Kriegsplakate 1914–1918, Wien/München 1987, 7; Bessel, Die Heimkehr, wie Anm. 56, 221ff.

62 Wolfram Wette Hg., Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München 1992. Entgegen einem Ansatz, der postuliert, daß Militärgeschichte bis dato ausschließlich aus der Perspektive von „oben“ betrieben wurde, betonte Bernd Ulrich kürzlich die Instrumentalisierung der Perspektive von „unten“ in der Rezeptionsgeschichte von Feldpostbriefen des Ersten Weltkrieges: Vgl. ders., „Militärgeschichte von unten“. Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), 473–503.

63 Vgl. bes. Dominik Richert, Beste Gelegenheit zum Sterben. Meine Erlebnisse im Kriege 1914–1918, hg. v. Angelika Tramitz u. Bernd Ulrich, München 1989. Diese Aufzeichnungen wurden bald nach dem Ersten Weltkrieg niedergeschrieben und kolportieren die Mär vom „Dolchstoß in den Rücken des kämpfenden Heeres“ gerade nicht, wie die Herausgeber 407f. betonen.

64 Vgl. Fritz Fellner, Der Krieg in Tagebüchern und Briefen. Überlegungen zu einer wenig genutzten Quellenart, in: Klaus Amann u. Hubert Lengauer Hg., Österreich und der Große Krieg 1914–1918. Die andere Seite der Geschichte, Wien 1989, 205–213.

Westfront war, allerdings als „einfacher Füsilier“⁶⁵. Den Erhalt von *Liebesgaben* notierte Löns ein einziges Mal, und zwar am Tag vor seinem Tod, wobei er wohl – im Vergleich mit früher erhaltenen Rationen – eine Verringerung der Menge registrierte:

Heute Freitag. /25.9.1914/ Schlachtenkette um Reims heute vierzehn Tage Dauer. Es bullert im Norden weiter. Post kommt /Eff Ell/. Mittag. Es ist direkt heiß unter dem Winde. Küche Essenausgabe. Ich kenne den Rummel und esse bei 3. Komp/agnie/. Ein Füs/ilier/ bringt dem Feldwebel Tomatenmarken. Der nimmt sie, ohne Gesicht zu verziehen. Liebesgaben, sehr wenig und nichts besonderes (Zwei Zig/arren/, drei Zigarett/en/, Käse, zwei Würste).⁶⁶

Wenn in soldatischen Kriegsaufzeichnungen *Liebesgaben* somit überwiegend nur am Rande thematisiert werden, so bedeutet dies auch, daß der Begriff bei den Soldaten nicht dieselbe Konjunktur hatte wie im Diskurs zur Mobilisierung der weiblichen *Heimatfront*, wo er geradezu inflationär verwendet wurde. Gleichzeitig aber belegt die Konnotation der Selbstverständlichkeit, mit der in verschiedensten Erinnerungstexten männlicher Kriegsteilnehmer von *Liebesgaben* zumindest die Rede ist, eine weitreichende Vertrautheit damit. Vielleicht war die Bezeichnung den Soldaten bereits vor dem Krieg bekannt; die Begriffsgeschichte führt in den Kontext der traditionellen Brautwerbung⁶⁷ und der wohlthätigen Armenpflege des 19. Jahrhunderts, wo eine *Liebesgabe* „eine gabe der liebe, gabe mitleidiger Menschen“⁶⁸ war. Vieles deutet darauf hin, daß der erst in der Kriegsgesellschaft in seiner Bedeutung erweiterte und allseits gebräuchlich gewordene Begriff von den Soldaten einfach schnell aufgenommen und ihrer Sprache einverleibt wurde – war es doch aufgrund der Geschlechterstruktur des *Liebesgaben*-Systems möglich, das Ideologem der *Liebesgabe* in ein bekanntes mentales Raster einzubauen. So gesehen, ist es auch nicht verwunderlich, wenn es bei den Verfassern von Kriegstagebüchern und Kriegsmemoiren keinerlei Befremden, kein Nachdenken und Hinterfragen provozierte: Sie betrachteten den Erhalt von weiblichen *Liebesgaben*, die Tatsache, daß ihnen Frauen und Mädchen etwas schenkten, als ihr männliches Recht oder Privileg.

Auch die folgenden Zitate sind typisch für die beiläufige Art und Weise der Erwähnung von *Liebesgaben* in soldatischen Kriegstagebüchern und Kriegsmemoiren. Es sind jeweils die einzigen Aussagen dieses Inhalts in recht umfangreichen Texten. Die erste Stelle stammt aus den

65 Hermann Löns, *Leben ist Sterben, Werden, Verderben*. Das verschollene Kriegstagebuch, hg. v. Karl-Heinz-Janßen u. Georg Stein, Berlin 1988, 95 (Kommentar der Herausgeber). Trotz seines Alters von 48 Jahren war Löns, ein bekannter niedersächsischer Autor, im August 1914 als Kriegsfreiwilliger eingezogen. Er fiel nach knapp zwei Monaten bei Loivre vor Reims.

66 Löns, *Leben ist Sterben*, wie Anm. 65, 63, // beinhaltet Textergänzungen der Herausgeber.

67 Vgl. *Deutsche Volkskunst*. Neue Folge. Steiermark. Text & Bildersammlung von Viktor Theiß, Weimar o. J. (um 1940); Klaus Beitz, *Liebesgaben*. Zeugnisse alter Brautkunst, Salzburg 1974.

68 *Deutsches Wörterbuch* von Jacob Grimm u. Wilhelm Grimm. Bd. 6, Leipzig 1985, Sp. 946.

Kriegsaufzeichnungen des akademischen Malers und Kunstprofessors Reinhold Klaus, der als Reserveoffizier gleich zu Kriegsbeginn an die Ostfront einrückte, wo er 1915 die Schlacht bei Gorlice-Tarnow und die Brussilov-Offensive mitmachte. Er wurde verwundet und mit einem Lazarettzug nach Wien transportiert. Nach der Schilderung der Nacht im Zug, wo die Verwundeten „nebeneinander und übereinander“ lagen und ihm „manchmal Blut ins Gesicht (tropfte)“, wechselt der Autor für einige Sätze die Erzählperspektive:

Auf der Fahrt durch Schlesien und Mähren waren die Bahnhöfe voller Menschen und die deutschen Bäuerinnen wußten sich nicht genug zu tun, brachten Unmengen von Liebesgaben, die ja auch alle durch Fenster gereicht wurden.⁶⁹

Die zweite Stelle findet sich in einer von Erika Kautzky angefertigten Abschrift des Kriegstagebuches ihres Vaters Hans Haugeneder, geboren 1897, eines Bauernsohnes aus dem oberösterreichischen Hausruck. Als Gymnasiast mit „Kriegsmatura“ rückte Haugeneder im Juni 1916 nach Rußland ein, mit dem Vorhaben, „in Briefen und Tagebüchern all das Erlebte festzuhalten“, um sich später „von Zeit zu Zeit die leid- und freudvollen Bilder dieser sturmbelegten Zeit vor Augen halten“ zu können.⁷⁰ Das überlieferte Kriegstagebuch wird besonders im ersten Teil, der sich auf die Kriegsaufenthalte in Rußland und in Rumänien bezieht, von Reise- und Naturschilderungen dominiert; in solchem Kontext muten selbst Schilderungen von Kampfhandlungen und Aufenthalten in Schützengräben recht idyllisch an. Das gilt auch für den Bericht über die erste Zeit des Kriegseinsatzes Haugeneders in einer Stellung am Fluß Sereth, wo er, das einzige Mal überhaupt, den Erhalt von *Liebesgaben* erwähnt:

6.8.'16: Einige Schrapnells in die Nähe bekommen. Ecker beehrt uns mit seinem Besuche. Trauliches Beisammensein in unserer Kajüte bei Liebesgaben und Tabakqual (? – E. K.). Von Jezierna aus beschießt ein 30,5 cm Mörser den russischen Stützpunkt von Hladky.⁷¹

Aus den bisherigen Zitaten werden wenigstens Anlässe für den Erhalt von *Liebesgaben* deutlich. Sie gelangten bevorzugt vor oder nach Angriffen und Schlachten oder längeren Aufenthalten in den Stellungen zur Vergabe oder wurden durch die lokale Bevölkerung, durch den Bahnhof-*Labedienst* der lokalen Frauen- und Rot-Kreuz-Initiativen verteilt. Die soldatischen Erinnerungen daran entwerfen ein geradezu festliches Szenarium, in dem durchziehende Truppen und Soldatentransporte in einer patriotischen Aura reichlich mit *Liebesgaben* bedacht wurden. Dies kommt selbst in den durchwegs kritischen und von einer pazifistischen Haltung motivierten Aufzeichnungen des elsässischen Bauern-

69 Raimund Klaus, Das Rote Buch des Krieges 1914–1918, unveröffentl. MS-Manuskript der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“, 30. Das Manuskript hat insgesamt 100 Seiten und stellt den dritten Band der Autobiographie des Autors dar.

70 Hans Haugeneder, Tagebuch 1916–1918, 1. Die Abschrift von Erika Kautzky in der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ umfaßt 89 MS-Seiten.

71 Haugeneder, Tagebuch, wie Anm. 70, 10.

sohnes Dominik Richert zum Ausdruck, wenn er von einer „Unmenge Liebesgaben, hauptsächlich Schokolade, Zigarren, Zigaretten und Obst“ berichtet, welche die Soldaten am Beginn des Krieges von der Bevölkerung in Freiburg erhielten.⁷² Oder er hält fest, daß die Mannschaft, der er angehörte, auf ihrem Transport von der West- an die Karpathenfront in Wien und Budapest und „überall“, wo Halt war, von einer jubelnden Bevölkerung, die „oft Liebesgaben, besonders Rauchmaterial“ reichte, empfangen wurde.⁷³

Auch Erzählungen über das Weihnachtsfest und – seltener – über Aufenthalte in Feldlazaretten oder Spitälern provozierten bei den Kriegsteilnehmern manchmal die Erwähnung von *Liebesgaben*. Besonders für Weihnachten gilt dabei wiederum, daß für die erste Kriegszeit noch recht reichhaltige Bescherungen beschrieben werden können, während dies für die späteren Kriegsjahre nicht mehr der Fall ist. Oskar Schmilauer, ein im Frühjahr 1915 freiwillig eingerückter Gymnasiast aus Wien, der als Kadett im November des Jahres nach Montenegro kam, konstatierte schon für das bald darauf in der kurz zuvor eroberten Bischofsstadt Ipek verbrachte Weihnachtsfest das Ausbleiben von *Liebesgaben*: „Leider bleiben Weihnachtsliebesgaben aus, da die Paketpost nicht befördert wird.“⁷⁴

Gerade im Zusammenhang mit Schilderungen von Weihnachtsfesten der späteren Kriegsjahre häufen sich die – nunmehr besonders kurz gehaltenen – Hinweise auf Weihnachtsgaben, die nicht explizit als *Liebesgaben* bezeichnet werden. So schrieb Alois Öller von einem „Christ-Geschenk – bestehend aus einem Notizbuch“, welches die Mannschaft des 26. Marschbataillons seines Regiments, der er zu Weihnachten 1916 angehörte, damals erhielt. Das Weihnachtsfest 1917 erlebte er in einem Reservespital in Prag, wo die Insassen „eine liebe, gemütliche Christbaumfeier hatten, bei welcher wir zu unserer Freude mit Zigaretten beschenkt wurden“.⁷⁵ Dominik Richerts Erinnerungen an die erste Kriegsweihnacht hingegen sind noch ausführlich und detailliert, sie zeichnen das Bild eines reichlich gedeckten Gabentisches – zumindest für jene Soldaten, die keine Pakete von daheim zu erwarten hatten. Die betreffende Stelle ist außerdem ein in den hier behandelten Quellen besonders seltener Beleg für eine soziale Verteilung von *Liebesgaben* gemäß den karitativen Argumenten der offiziellen Propaganda.

Nun kam das Weihnachtsfest, die erste Kriegsweihnacht. Unsere Kompanie feierte das Fest in Vendin-Le-Vieil. Es waren eine Menge Liebesgaben angekommen. Da ich, Zanger und Gautherat aus Menglatt mit der Heimat keine Verbindung mehr hatten und daher auch keine Pakete bekommen konnten, gab uns der Kompanieführer extra Liebesgaben. Dann bekamen wir noch einen Teil wie die anderen. Auch bekamen Zanger und ich eine große Kiste mit guten und nützlichen Dingen von einer reichen Fabrikantin aus Mannheim, welche uns heimatlosen Soldaten eine Freude machen wollte. Wir konnten

72 Richert, Beste Gelegenheit, wie Anm. 63, 22 (für den 12. August 1914 und die Zeit der Schlachten bei Mülhausen in Elsaß-Lothringen).

73 Richert, Beste Gelegenheit, wie Anm. 63, 91f. (für das Frühjahr 1915).

74 Oskar Schmilauer, Heil ins Feld. Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen, Wien 1934, 20.

75 Öller, Kriegserlebnisse, wie Anm. 61, 36 u. 86.

unsere Sachen kaum auf einmal in unser Quartier tragen. Wir hatten einen ganzen Tisch voll Schokolade, Zuckerbrötchen, Bonbons, Zigarren, Zigaretten, Dauerwurst, Ölsardinen, Pfeifen, Hosenträgern, Halstüchern, Handschuhen und so weiter. Ich verteilte Schokolade und Bonbons an die Kinder, die ich auf der Straße traf.⁷⁶

Die Beschreibungen der folgenden Weihnachtsfeste 1915, 1916 und 1917 hingegen fielen auch bei Richert kurz aus und entbehren einer expliziten Erwähnung von *Liebesgaben*, indem nur auf „eine kleine Bescherung“, „eine 3/4-Liter-Flasche sauren Rheinwein als Christabendbescherung“ für zwei Mann und „eine kleine Christbescherung für jeden Mann“ verwiesen wird.⁷⁷

Das zunehmende Verstummen des soldatischen Diskurses über weihnachtliche *Liebesgaben* im Verlauf des Krieges ist signifikant. Ich deute dies nicht nur als Ausdruck von Mangel, bedingt durch die schlechte Versorgungslage und Transportprobleme, sondern auch als ein Abdriften der Frontsoldaten in eine besondere Sprachlosigkeit. Angesichts der offensichtlich gewordenen Vernichtungsgewalt des Weltkrieges, des Massensterbens, Hungerns und Frierens, verlor wohl auch Weihnachten seinen festlichen Charakter. Gerade aber das Fest, oder zumindest festlich konnotierte Anlässe, Situationen des Feierns und der Feierlichkeit, des geselligen Zusammenseins, der Entspannung und Ruhe sind der primäre Kontext für die soldatische Wahrnehmung von *Liebesgaben* – die meisten der oben zitierten Beispiele haben dies eindeutig belegt. Ihnen zufolge waren es vor allem Beschreibungen feierlicher oder festlicher Empfänge und Verabschiedungen durch die (zujubelnde) Bevölkerung, des gemütlich anmutenden Beisammenseins im Schützengraben, im Lazarett, zu Weihnachten, welche Erinnerungen an *Liebesgaben* überhaupt motivierten.

Und Hunger? Nässe und Kälte? Somit jene Kriegserfahrungen, vor denen selbst Ernst Jünger gewissermaßen warnte, indem er feststellte, „daß kein Artilleriefeuer die Widerstandskraft so gründlich zu brechen vermag“ wie sie?⁷⁸ Nicht von ungefähr verhielt die Propaganda, daß weibliche Fürsorge solche Erfahrungen mildern, wenn nicht verhindern könnte. Das Schreckensbild des frierenden Soldaten hatte sich auch in den Köpfen der damaligen Schulmädchen nachhaltig festgesetzt und ihren *Liebesgaben*-Fleiß vermutlich nicht unwesentlich motiviert.⁷⁹

Nach Entsprechungen dafür suchte ich in soldatischen Kriegstagebüchern und Kriegsmemoiren jedoch vergeblich – bis auf eine einzige Ausnahme. Johann Obermüller, ein 1894 geborener oberösterreichi-

76 Richert, Beste Gelegenheit, wie Anm. 63, 79f. Das obere Elsaß, in dem Richerts Heimatdorf Sankt Ulrich lag, wurde bereits zu Kriegsbeginn von französischen Truppen besetzt. Richert hatte daher immer wieder über längere Zeiträume hinweg keine Verbindung zu seiner Familie und erhielt keine Pakete von daheim.

77 Richert, Beste Gelegenheit, wie Anm. 63, 198 (Weihnachten 1915, Ausbildungszeit für MP in Pillau), 222 (Weihnachten 1916, an der russischen Front), 269 (Weihnachten 1917, im besetzten Riga).

78 Jünger, In Stahlgewittern, wie Anm. 48, 194.

79 Vgl. die autobiographischen Texte von Frauen der entsprechenden Generation in: Christa Hämmerle, Kindheit im Ersten Weltkrieg, Wien/Köln/Weimar 1993 (= Damit es nicht verlorengeht ..., hg. v. Michael Mitterauer u. Peter Paul Kloth, Bd. 24).

scher Bauernsohn, der im Herbst des Jahres 1914 an die Front in die Karpaten kam, schrieb einmal über gespendete Lebensmittel, die die karge Wintermenage aufgebessert hätten. Es ist wiederum die einzige auf *Liebesgaben* bezugnehmende Stelle in seinem 96 Seiten umfassenden, engzeilig typographierten Manuskript:

Durch die fortwährenden Strapazen, Kälte und Hunger wurden viele krank. Menage erhielten wir täglich nachmittags, meist gefroren – sie mußte mittels Tragtieren heraufbefördert werden, was sieben Stunden dauerte, und dann mußten wir noch eine Stunde entgegengehen, denn es war unmöglich, mit den Tieren bis herauf zu kommen. Zum Aufwärmen hatten wir wenig Geduld. Bis eine Schale einmal warm wurde bei dem schlechten Brennmaterial, dauerte eine Ewigkeit. Wir verschlangen das Essen einfach kalt. Die Liebesgaben wie Schokolade, Zwieback, Sardinen waren das einzig schmackhafte. Schneestürme brausten über unsere Behausungen. Hier und da machte uns der Russe ein Ständchen mit einem Artilleriefuehr ...⁸⁰

Ansonsten wurde das Thema weiblicher *Liebestätigkeit* für die Soldaten in den hier analysierten Texten an keiner Stelle mit den Themenbereichen Hunger und Kälte verknüpft, auch dort nicht, wo beide Erfahrungen immer wiederkehrend beschrieben und zu Leitlinien der Kriegserzählung wurden, was gerade in populären Aufzeichnungen häufig der Fall ist. Besonders drastische Beispiele dafür sind die kurz nach dem Krieg erschienenen „Kriegserlebnisse“ des österreichischen Infanteristen Alois Öller, der zahlreiche Situationen des Ausgeliefertseins thematisierte und das trostlose Überleben der „armen, ausgehungerten Frontsoldaten“ an der Dolomitenfront dem parallelen Wohlergehen und den Schikanen der Offiziere gegenüberstellte,⁸¹ oder die Berichte des Elsässers Richert. Er hatte, wie oben belegt, für den beginnenden ersten Kriegswinter zunächst noch „Überfluß an allem“⁸² beschrieben, dann aber zusehends den Mangel an allem. Auch ihm verunmöglichte die Vergegenwärtigung der vielen Hungertage, des Krankseins und der extremen Kälte an der russischen Front, der dadurch bedingten „unglaubliche(n) Mutlosigkeit unter den Soldaten“⁸³, jegliche Erwähnung von *Liebesgaben* – so, als hätte es sie nicht (mehr) gegeben, oder so, als wäre ihre unbestritten seltener gewordene Verteilung angesichts der trostlosen Umstände nicht besonders bewußt und dankbar registriert worden. Die Gewalt des Hungerns und die Gefahr des (Er-)Frierens verschlang in diesem Krieg also in der Tat sehr schnell jegliche weibliche *Liebesmüh.* „Das Konzept der liebenden weiblichen Selbstaufopferung konnte nicht dazu beitragen, die Unmenschlichkeit des Krieges zu mildern.“⁸⁴

Ein tieferer Grund für die weitestgehende Inkompatibilität des Sprechens über Hunger und Kälte mit Erinnerungen an weibliche *Liebesgaben* könnte sein, daß beides – in entgegengesetzter Art und Weise –

80 Johann Obermüller, Kriegserlebnisse im Weltkriege 1914–1918, unveröff. MS-Manuskript der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“, 28.

81 Öller, Kriegserlebnisse, wie Anm. 61, 70; vgl. auch 41, 51.

82 Richert, Beste Gelegenheit, wie Anm. 63, 78.

83 Richert, Beste Gelegenheit, wie Anm. 63, 100; vgl. auch 99ff., sowie das Kapitel „38 Grad Kälte – Januar 1917“, 233ff.

84 Tramitz, Vom Umgang mit Helden, wie Anm. 13, hier 106.

letztlich auch auf Körperlichkeit bezogen ist: Denn im Verein mit den intendierten emotionalen und psychischen Wirkungen zielten die *Liebesgaben* der Mädchen und der Frauen ganz konkret auf den Körper der Soldaten – diesen sollten sie, gemäß ihrer weiblichen Bestimmung, mit „liebevoll“ zusammen- oder eigens hergestellten „guten“ und „warmen“ Sachen laben oder wärmen, damit „männlich“, das heißt auch „kämpferisch“ erhalten. So formuliert, wird die sexuelle Konnotation, welche jeder Diskurs, jedes Bemühen um den Körper unweigerlich beinhaltet, deutlich.

Ein Verbleib in gängigen Ideologisierung und Topoi zur Umschreibung oder Verschleierung solcher Körperlichkeit, und damit auch ein Festhalten am offiziellen Geschlechterdiskurs, blieb vielleicht den Mädchen und Frauen, und vor allem den nicht eingezogenen Ideologen der *Heimatfront*, länger möglich als den Soldaten an den Fronten. Denn der Zustand ihrer Körper erfuhr im Laufe des Krieges ein extremes Ausmaß an Verwahrlosung und Verfall: Neben Hunger und Kälte bewirkten häufige Krankheiten wie vor allem Ruhr, Typhus und ähnliche von Durchfall und Magenschmerzen begleitete Epidemien das ihrige, und ganz abgesehen davon war es während den Aufenthalten in Schützengräben oder in Gebirgsstellungen oft über Tage, mitunter gar über Wochen unmöglich, sich zu waschen, Wäsche zu wechseln; hinzu kamen Läuse. All das konnte, so belegen meine Quellen, im Bericht der Soldaten bestenfalls als Zustand konstatiert werden – was in manchen Selbstzeugnissen durchaus ausführlich geschieht. Mehr und anders davon zu erzählen, war aber offenbar nicht möglich. Hinweise auf damit verbundene Ängste, auf Sexualität⁸⁵ und sexuelle Sehnsüchte angesichts solcher Körperlichkeit finden sich in den Kriegsaufzeichnungen der Soldaten jedenfalls keine. Dem verheißungsvollen Bild des nach dem Krieg einfach in die Rolle des galanten Tänzers zurückkehrenden, unversehrten Mannes, das in der *Liebesgaben*-Korrespondenz noch apostrophiert wurde, wird „nichts“ hinzugefügt.

Könnte daher nicht auch vermutet werden, daß die Soldaten ihre durch den Krieg heruntergekommenen Körper vor den Frauen und Mädchen in der Heimat möglichst zu verbergen trachteten? So gesehen, könnte das skizzierte, parallel zur Verkehrung des Kriegserlebnisses in Destruktionserfahrung rasch entstandene (weitgehende) Verschweigen jeglicher auf das körperliche Befinden gerichteten *Liebestätigkeit* von – den Soldaten oft sogar unbekannten – Frauen und Mädchen letztlich auch ein aus Scham, aus Entsetzen ob der Wirkungen des Krieges gespeistes unbewußtes Bedürfnis reproduzieren, diesen ihre Körper und damit ihre Sexualität zu entziehen – selbst in den eigentlich „männlichen“, an ein männliches Publikum adressierten Genres ihrer Kriegserinnerungen.

Eine andere auffällige Tendenz, die auch Theweleit in den Memoiren der Freikorps-Offiziere vorgefunden hat,⁸⁶ ist uns auf der Suche nach der soldatischen Wahrnehmung weiblicher *Liebesgaben* begegnet, und

⁸⁵ Das Problem der soldatischen Sexualität wird auch behandelt bei Daniel, Arbeiterfrauen, wie Anm. 6, 139ff.

⁸⁶ Vgl. Theweleit, Männerphantasien, wie Anm. 9, Kap. 1, 12ff.

auch hier ist das Ergebnis eindeutig: Die Spenderinnen von *Liebesgaben* werden in den untersuchten Texten durchgehend einer Objektsetzung „Frau“ unterworfen. Sie bleiben zumeist überhaupt ungenannt oder scheinen nur als entindividualisierte Kulisse auf, wenn allgemein von der „Bevölkerung“ oder „deutschen Bäuerinnen“ die Rede ist. Nur Richert nannte an einer Stelle konkret eine „reiche(n) Fabrikantin aus Mannheim, welche uns heimatlosen Soldaten eine Freude machen wollte“. ⁸⁷ Und selbst der das *Liebesgaben*-System verherrlichende deutsche Hauptmann Höcker schrieb nur ein einziges Mal kurz auch von den weiblichen Absenderinnen erhaltener Geschenke:

Und eine gütige Exzellenz in Wilmersdorf hat mit ihrer Tochter Pulswärmer gestrickt für den „Gentleman-Koch“ unseres Bataillons, für das „Schlafende Heer“, für Lehmann, für den Schlachterkarl ... Ich hab' sie gleich verteilt, und wir haben mit den Trinkbechern auf die verehrte Spenderin angestoßen. ⁸⁸

Solche spärlichen Hinweise sprengen die Aura der Beiläufigkeit und Unhinterfragtheit, mit der in den hier analysierten Quellen vom *Liebesgaben*-System erzählt wird, nicht. Der Umstand bleibt bestehen, daß all die Bemühungen der zivilen und militärischen Behörden, damit auch konkrete und persönliche Beziehungen zwischen *Front* und *Heimatfront* zu schaffen, in den Kriegsaufzeichnungen der Soldaten so gut wie keinen Niederschlag fanden, während sie umgekehrt sehr wohl Teil eines weiblichen „kollektiven Gedächtnisses“ darstellen; sogar der genaue Name ehemaliger *Liebesgaben*-Soldaten ist hier mitunter verankert. ⁸⁹

Bestand damals, und besteht noch heute, in den entsprechenden Erinnerungskulturen somit ein Verhältnis diametral entgegengesetzter Bedeutungen und Wertungen, welches mit der gesellschaftlichen Geschlechtersymmetrie korreliert? War es den Soldaten der Rede nicht wert, was den Mädchen und Frauen der *Heimatfront* als eine unter den Bedingungen des Krieges besonders wichtige *Liebesarbeit* schien – oder ihnen zumindest durch die offizielle Meinung und Kriegspropaganda als solche nahegelegt wurde? Es ist sicher nicht verwunderlich, daß beide Seiten in ihren Selbstzeugnissen vielfach das reproduzierten, was ihnen die damalige Kriegsgesellschaft als primäre Aufgaben zuschrieb. Die angebliche Polarität der geschlechtsspezifischen Rollen und Arbeiten, damit die Ideologie ihres Ineinandergreifens im Sinne einer harmonisch gedachten Ergänzung und einer sinnvollen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, wie sie in der zeitgenössischen *Liebesgaben*-Korrespondenz noch durchwegs inszeniert werden konnte, wurde im Laufe des Krieges desavouiert. Die kriegsbedingte Trennung der Geschlechter bewirkte nicht nur zunehmend Entfremdung innerhalb familialer Beziehungen, ⁹⁰ sondern auch im Verhältnis von *Front* und *Heimatfront*, das

87 Richert, Beste Gelegenheit, wie Anm. 63, 79 (für Kriegswihnachten 1914).

88 Höcker, An der Spitze, wie Anm. 43, 159.

89 Vgl. Hämmerle, Kindheit im Ersten Weltkrieg, wie Anm. 79, 99 u. 125.

90 Deutlich wird dies in umfangreichen privaten Feldpostbeständen. Vgl. Margit Sturm, Lebenszeichen und Liebesbeweise aus dem Ersten Weltkrieg. Zur Bedeutung von Feldpost und Briefschreiben am Beispiel der Korrespondenz eines jungen Paares, Diplomarbeit, Wien 1991; Bärbel Kuhn, „Die Freude am Krieg fehlte mir jemals.“ Das

als Modell gerade durch die Übernahme familialer Strukturen und Geschlechterverhältnisse charakterisiert war. „Alltags- und Relevanzstrukturen“ beider Seiten zeigten sich schnell als unvereinbar.⁹¹ Die daraus resultierende Divergenz zwischen weiblichen und männlichen Kriegserfahrungen, Haltungen und Erwartungen scheint mir ein wichtiger Grund für die so weitgehende Ausblendung der weiblichen *Liebesgaben* in männlichen Kriegsaufzeichnungen zu sein. Daß es in der Kultur der Nachkriegszeit dennoch gelang, die polare Kodierung des Weiblichen und Männlichen – eine der „langlebigsten Errungenschaften der bürgerlichen Kultur“⁹² – zu restaurieren, sehe ich unter anderem darin begründet, daß entsprechende Weiblichkeitskonzeptionen nicht nur in der Perspektive eines von „oben“ kristallisierten männlichen Kriegserlebnisses dominierten, sondern in den Sichtweisen der Millionen von Soldaten überhaupt.

Kriegserlebnis des Walter Brosin in seinen Feldpostbriefen 1914–1918, in: „Als der Krieg über uns gekommen war ...“ wie Anm. 16, 94–107.

⁹¹ Daniel, Arbeiterfrauen, wie Anm. 6, 151.

⁹² Frevert, Soldaten, wie Anm. 1, 70.